



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgeblich und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihn ein Schwindel — er stürzt zu Boden. Jetzt werden sie kommen, werden ihn aufheben und ihn in der Sakristei mit einem Schlüßchen Meßwein laben. Vielleicht, daß er sich dann wieder erholt, daß er doch noch das Dankgebet sprechen, die Festpredigt halten kann!

Und ihm ist, als trete eine verklärte Frauengestalt zu ihm hin, in ihrem langen weißen Gewande und dem goldroten Haar schön wie Sankt Magdalena, kniee an seiner Seite nieder und lege ihre kühle Hand auf sein glühendes Haupt. Er will ein Wort des Dankes lassen — da schwinden ihm die Sinne. Durch den öden Raum des vergessenen Gotteshauses klingt das Röcheln eines Sterbenden.

* * *

Am späten Nachmittage wiederholte sich der Erdstoß. Aber diesmal kräuselte er nicht nur die düstere Flut des Maars, sondern erschütterte auch den Schlackenwall des Hügelrandes. Die Fenster der Weinfelder Kirche klirrten, und das Glöcklein droben im Turm erklang von selbst — genau wie in der Unglücksnacht vor fünfzig Jahren. In Schalkenmehren, wo man das Geläut am Morgen nicht weiter beachtet hatte, weil man seine Veranlassung kannte, wurde man auf die rasch hintereinander folgenden Glockenschläge aufmerksam. Was konnten sie zu so ungewöhnlicher Zeit zu bedeuten haben? Waren sie ein Notsignal, wodurch der alte Geisliche, dem vielleicht ein Unfall zugestoßen sein mochte, Hilfe herbeirufen wollte?

Einige Männer, darunter der Schmied, dem es jetzt schwer auf der Seele lag, daß er die Feier des Anniversars vergessen hatte, machten sich auf und eilten zum Kirchlein. Sie fanden die Tür mit Tannengrün bekränzt. Die Blüten, die hineingeflochten waren, hingen weß herab, und die leuchtend gelben Johannisblumen hatten ihre Strahlenblätter wie in stiller Trauer geschlossen.

Die Männer gingen in die Sakristei, und als sie den Pastor dort nicht fanden, in die Kirche. Ein Strahl der sinkenden Sonne fiel gerade auf den Altarplatz und beleuchtete das wachsbliche Antlitz des Toten. Sie beugten sich zu ihm nieder und betasteten ihn. Er war kalt und steif, mußte also schon vor mehreren Stunden gestorben sein.

Die Leiche wurde in der Sakristei aufgebahrt und der heißen Jahreszeit wegen am nächsten Tage bestattet. Der Kaplan von Schalkenmehren las die Totenmesse und setzte auf den Grabstein die Worte:

A. D. 1575 DIE 28^{ma} IVN. OBIT NOB. ET REV. DOM.
ÆGIDIVS DE MANDERSCHIED ET DAVN
MONACHVS · EQVES · SACERDOS ·
R. I. P. S.

Im Gedächtnisse der Schalkenmehrener lebte Gyllis noch lange fort, nicht als der dem Kloster entronnene Mönch, nicht als Burgmann von Weinfeldern, nicht als der letzte Pfarrer des einsamen Kirchleins, sondern als der fromme Einsiedler, bei dessen Tode die Engel des Herrn, wenn nicht gar die lieben Heiligen selbst, das Sterbeglöcklein geläutet hatten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Mehr als je zuvor wirft in diesem Jahre die Kieler Woche ihre Schatten voraus. In der deutschen wie in der englischen Presse begegnet man den lebhaftesten Erörterungen über die politischen Folgen, die der Besuch König Eduards in Kiel für die internationalen Beziehungen etwa haben könnte, und es ist nicht

ohne Interesse, zu beobachten, wie auch die französische und die russische Presse an diesen Unterhaltungen eifrig teilnehmen. Erwägungen solcher Art liegt im allgemeinen die Ansicht zugrunde, daß Begegnungen mächtiger Monarchen irgend ein positives politisches Ergebnis haben müssen, zumal in einer an kleinen und an großen Spannungen überreichen Zeit. Es hat jedoch auch schon Monarchenbegegnungen gegeben, deren Ergebnis kein positives, sondern ein negatives war und mit einer Verstimmung, wenigstens des einen Teils, abschloß. Ebenso sind andre zu verzeichnen, deren Resultat zwar nicht paragraphiert worden, aber dennoch ein recht positives gewesen ist, indem es vorhandne Verstimmungen beseitigte. Nun liegen persönliche Verstimmungen zwischen Kaiser Wilhelm und dem König Eduard in keiner Weise vor, es sind mithin auch keine zu begleichen. Verstimmungen, die in den beiden Nationen, in Deutschland wie in Großbritannien, zum Teil vorhanden sind und in der Presse auch jetzt wieder zum Ausdruck gelangen, werden selten durch Monarchenbegegnungen zu heben sein. Meist geben da die Interessen schließlich den Ausschlag. König Eduard ist seit seiner Thronbesteigung schnell in den Ruf eines guten politischen Geschäftsmannes gelangt; unbestreitbar betätigt er eine lebhaftere königliche Initiative, als man sie bei Großbritannien in Rechnung zu stellen pflegt. Auch die Königin Viktoria hat noch bis zum Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Fragen, an denen sie ein besondres Interesse nahm, eine recht lebhafte Initiative an den Tag gelegt, wovon auch die Beziehungen zu Deutschland zahlreiche Beweise enthalten. Für Liebhaber konstitutioneller Preisrätsel wäre es eine ganz interessante Aufgabe, für die lange Regierungszeit der Königin festzustellen, wie weit in einer nicht geringen Anzahl politischer, namentlich auswärtiger Fragen die Königin mehr im Sinne des jeweiligen Kabinetts oder das Kabinett im Sinne der Königin tätig gewesen ist.

Eigentliche Interessengegenätze zwischen Deutschland und England bestehn in Europa nicht. Haben wir Gewißheit, daß England nicht daran denkt, irgend einem künftigen Gegner Deutschlands direkt oder indirekt Vorschub zu leisten, so gibt es keine europäische Frage, die Deutschland und Großbritannien zu Gegnern machen muß. Weniger klar steht die Sache in den übrigen Weltteilen, wo die Kolonien Englands und deren Interessen in Betracht kommen. Wir haben mit Kanada den Zollstreit, bei Australien eine fast chronische Unfreundlichkeit gegen Deutschland und Deutsche, sowie ein fortwährendes Mißbehagen über die deutsche Stellung in der Südsee zu verzeichnen; in Afrika grenzen unsre Besitzungen fast überall an die englischen, ein gewisser Hinterlands-Interessengegensatz, wie wir ihn am Niger und am Benue, am Tschadsee, in Südwestafrika und in Ostafrika haben, ist da nahezu unvermeidlich. Ein wesentlicher Teil der Verstimmung, die in manchen deutschen Kreisen gegen England besteht, beruht denn auch auf den kolonialen Übervorteilungen, die uns England seit zwanzig Jahren in Afrika zugefügt hat, allerdings zum nicht geringen Teil durch unsre eigne Unerfahrenheit. Was Asien betrifft, so erblickt England in unsern Unternehmungen in Kleinasien, in der Bagdadbahn und in allem, was damit zusammenhängt, sowie in den emporstrebenden Bemühungen Deutschlands in China eine Verührung oder Beeinträchtigung seiner politischen und kommerziellen Interessen, die sich unerwartet einem deutschen Wettbewerb gegenübersehen.

Es sind dies Fragen, die nicht nur das wirtschaftliche Gebiet betreffen. Wirtschaftlicher Einfluß setzt in China politischen Einfluß und politische Macht voraus. England hat sehr ungern die deutsche Kriegsflagge auf dem Yangtse, deutsche Postämter und deutsche Konsulate längs der Ufer des mächtigen Stromes entstehen sehen, stille und rastlose deutsche Pionierarbeit, wobei die Flagge dem Handel teils bahnbrechend vorangeht, teils ihm schützend folgt. Für den strebsamen deutschen Kaufmann sind das wertvolle, friedliche Stützpunkte. Wie nahe den Engländern das deutsche Wachstum am Yangtse geht, beweist am besten die Entschiedenheit, mit der sie uns zur Räumung von Schanghai angehalten haben, eine in Deutschland zum großen Teil gar nicht verstandne Frage, die jedoch zurzeit kaum anders

gelöst werden konnte, als wie sie gelöst worden ist. Kurzum, in allen vier Weltteilen außerhalb Europas haben wir, wenn auch nicht akute Differenzpunkte so doch chronische Interessengegenätze zu England, die von Zeit zu Zeit akut werden und dann eine einstweilige Lösung verlangen. Es sind nicht so schwerwiegende Fragen wie die, die zwischen England und Frankreich durch ein Abkommen zum Austrag gebracht worden sind, aber es ist immerhin eine ganze Reihe von Gelegenheiten, bei denen sich England uns gegenüber mehr oder weniger freundschaftlich und entgegenkommend verhalten kann. Es liegt sicherlich kein Anlaß vor, in Kiel über den einen oder den andern dieser Punkte zu verhandeln, wohl aber könnte die Kieler Begegnung maßgebend werden für den Geist, worin solche Verhandlungen in Zukunft bei gegebenem Anlaß gepflogen werden sollen.

Als Präludium zum Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeiten hat die letzte Woche uns eine Fülle von Reden und Zeitungsartikeln über den konservativ-nationalliberalen Schulantrag im preussischen Abgeordnetenhaus gebracht. Wir Deutschen sind nun einmal gute Theoretiker, aber schlechte Praktiker, und so hat der bloße Gedanke eines Zusammengehens der Nationalliberalen mit den Konservativen im Landtage für eine Anzahl nationalliberaler Blätter hingereicht, sie mit Besorgnis zu erfüllen. Mit den Sozialdemokraten gegen die Konservativen — ja, auch wenn man damit den Akt ansägt, auf dem man sitzt. Aber mit den Konservativen zu irgend einer verständigen Aktion — brrr! Unmöglich! Da wird sofort der Parteitag und der Vorstandstag einberufen, um der unbotmäßigen Landtagsfraktion die Zügel anzulegen. Es ist und bleibt der alte Doktrinarismus, der so viel des Jammers in der deutschen Geschichte verschuldet hat. Die freisinnige Linke weint Krokodilstränen, daß die nationalliberale Fraktion ihr nicht einmal Mitteilung über die gepflogenen Verhandlungen gemacht habe, und flugs stimmt der ganze Chorus in die Klage ein. Eine vorherige Mitteilung an die Freisinnigen würde selbstverständlich zu einem sofortigen Aufgebot des liberalen Landsturms zur Verteilung jeder Verhandlung geführt haben. Im unmittelbaren Anschluß an die Wahl in Frankfurt a. D., wo Herr Baffermann doch nur mit Hilfe der Konservativen gesiegt hat, macht dieser Aufruhr im nationalliberalen Lager doch einen für die Partei wenig günstigen Eindruck und könnte leicht geeignet sein, bei weiteren Nachwahlen eine solche gemeinsame Bekämpfung sozialdemokratischer Kandidaturen recht zu erschweren. Herr Baffermann mag sich gratulieren, daß er sein Mandat in der Tasche hat. Vielleicht wendet er jetzt seinen Einfluß auf, seinen Parteigenossen klar zu machen, daß ein erfolgreiches Zusammenhalten der bürgerlichen Parteien jetzt dringender und wichtiger ist als theoretische Gefechte in Schulfragen. Es ist immer die alte Geschichte, daß die alles liberalisierenden Richtungen Verstöße gegen den liberalen Katechismus am wenigsten ertragen können. Und doch ist Freiheit keineswegs immer gleichbedeutend mit „liberal.“

Dieser Ansicht ist auch der Abgeordnete Menck, der den Kampf gegen das allgemeine Stimmrecht in Hamburger und Altonaer Blättern unermüdlich fortsetzt. Die nationalliberale Partei hat sich bekanntlich von ihm losgesagt und sich bei dieser Gelegenheit noch einmal auf das bestimmteste zu dem Dogma vom allgemeinen Stimmrecht bekannt. Ob das politisch richtig war, kann erst die Zukunft erweisen, falls die Wahlrechtsfrage jemals aktuell werden sollte. Daß das heutige Wahlrecht in Verbindung mit der jetzigen Sozialpolitik die stärkste Waffe der Sozialdemokratie ist, hat diese selbst wiederholt ausgesprochen; es liegt deshalb für eine bürgerliche Partei tatsächlich kein Grund vor, sich in so bindender Weise festzulegen. Ob die Frage jemals in ein akutes Stadium treten wird, ist freilich heute noch gar nicht abzusehen. Herr Menck hat die Arbeitgeberverbände aufgefordert, ihren Kampf gegen die Sozialdemokratie mit einem Kampf gegen das allgemeine Stimmrecht zu eröffnen. Die Arbeitgeberverbände haben demgegenüber ihre Abneigung, diesem Rat zu folgen, ausgesprochen. Taktisch war das unzweifelhaft richtig; denn sie haben eine große Anzahl Nationalliberaler in ihrer Mitte und würden durch solche

voreiligen Zusagen sowohl ihre mühsam gewonnene Existenz gefährden als auch zu ihren Arbeitern in einen kaum heilbaren Gegensatz geraten. Noch ist der Versuch, die Sozialdemokratie mit und in dem heutigen Wahlrecht zu überwinden, keineswegs aufgegeben. *s*

Berichtigung: Im Reichs Spiegel des vorigen Heftes sind auf Seite 540 in der obersten Zeile hinter den Worten: „nach links gehende Richtung“ die Worte „unsrer Sozialpolitik“ ausgefallen, was wir nachträglich zu berichtigen bitten. Der Satz muß lauten: „Die so weit nach links gehende Richtung unsrer Sozialpolitik, wie wir sie heute haben, ist es“ usw.

Das Scheitern der Wahlrechtsreform in Bayern. Es gibt manche Leute, die der Ansicht sind, daß sich der moderne Parlamentarismus überlebt habe, und denen infolgedessen die Frage, ob direkte oder indirekte Wahl, Sekuba ist. Daraus läßt sich zu einem Teile die Parlamentsmüdigkeit erklären, soweit diese nicht die Parlamente durch ihr eignes Verhalten herbeigeführt haben. Aber diese Leute sind in der Minderzahl, und wie in der politischen Jurisprudenz der Fortbestand der Geschworenengerichte ein Imponderabile ist, ebenso gehört das direkte Wahlrecht zu den Imponderabilien und den Postulaten des modernen Parlamentarismus. So hat man jetzt auch in Bayern versucht, ein neues Landtagswahlgesetz mit direkter Wahl zur Einführung zu bringen. Der Entwurf ist abgelehnt worden, und das ist das Merkwürdige an der Sache, durch die Stimmen der liberalen Abgeordneten gegen die des Zentrums und der Sozialdemokraten. Die Geschichte der Einführung des direkten Wahlrechts in Bayern ist reich an Widersprüchen; sie gibt zum Teil ein Bild von der politischen Entwicklung des Landes selbst. Als das Königreich Bayern vor fast hundert Jahren gebildet wurde, kamen zu den altbairischen katholischen Provinzen auch die fränkischen Gebietsteile Ansbach und Bayreuth, die frühern brandenburgischen Markgrafschaften, die sich zuletzt unter dem spätern preussischen Staatskanzler, Grafen Hardenberg, einer glücklichen Verwaltung erfreut hatten, und die neben einigen ebenfalls mit Bayern vereinigten schwäbischen Reichsstädten protestantisch waren. Damals bestanden auch zwischen dem Altbayern und dem Franken in Sprache und Wesen gewisse Gegensätze, die sich aber im Laufe der Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts gemildert haben. Zuweilen treten diese Gegensätze noch hervor, und namentlich sind die konfessionellen Unterschiede nicht verschwunden, obgleich sich allmählich eine Amalgamierung zwischen alten und neuen bairischen Gebietsteilen vollzogen hat. In protestantischen Kreisen wacht man nach den Erfahrungen, die man mit dem Ministerium Abel gemacht hat, ängstlich darüber, daß keine Übergriffe des politischen Ultramontanismus in religiöser Hinsicht stattfinden. Diese Gegensätze beherrschen in latenter Weise unsre politischen Verhältnisse um so mehr, als die liberalen Abgeordneten zum großen Teil in protestantischen Gebietsteilen gewählt sind.

Die liberale Partei in Bayern hat nun seit vielen Jahren die Abänderung des Wahlgesetzes verlangt, indem sie das Postulat der direkten Wahl aufgestellt hatte. Das alte bisher in Geltung gewesene Wahlgesetz kennt nämlich nur die indirekte Wahl durch Wahlmänner. Das Zentrum aber wollte früher hiervon nichts wissen, und zuletzt half ihm auch noch die jetzt endlich fallen gelassene staatsrechtliche Fiktion, daß unter der Regentschaft die Änderung von Verfassungsgesetzen nicht zulässig sei. Allein der springende Punkt war immer die Wahlkreiseinteilung. Zuletzt hatte sie die Regierung im Verordnungswege im Jahre 1881 gemacht und dabei mehrere Gerichtsbezirke zu einem Wahlbezirke zusammengelegt. Nun gab diese Einteilung dem Zentrum keine sichere Majorität, das deshalb immer auf Abänderung drängte, während die Regierung ihr Kind bisher überall verteidigte. Aber das politische Imponderabile einer direkten Wahl zu unserm Landtage wurde immer stärker, und so einigten sich vor zwei Jahren die politischen Parteien im

Landtage über die Grundsätze eines neuen Wahlgesetzes, insbesondere über die Einführung der direkten Wahl und der relativen Majorität und die Bildung kleinerer sich in der Regel mit den Amtsgerichtsbezirken deckender Wahlbezirke, die gesetzlich festgelegt werden sollten.

Dies alles und namentlich die relative Majorität verlangten auch die liberalen Abgeordneten. Und damit fängt auch ihr Verschulden an. Sie hatten die Einwirkung dieser Abänderungen auf ihre Parteiverhältnisse nicht genügend berücksichtigt. Als nun in dieser Session der Entwurf des neuen Gesetzes, der den Wünschen Rechnung trug, an den Landtag kam, ergab eine Überprüfung, daß namentlich die neue von der Regierung gefertigte Wahlkreiseinteilung den Liberalen schädlich war, und daß man eine Zentrumsmehrheit für alle Zeiten erwarten mußte. Nun setzten die liberalen Abgeordneten gegen ihre eignen Vorschläge ein, von denen sie auch die von ihnen früher befürwortete relative Majorität ihren Parteiinteressen für nachteilig erachteten. Das war ein schwerer und man darf sagen widerspruchsvoller Kampf. Wohl fiel die relative Majorität, aber in der Hauptfrage, der Änderung der Wahlkreiseinteilung, erklärten die Regierung und das Zentrum Hand in Hand mit der Sozialdemokratie, daß eine Konzession in dieser Richtung ausgeschlossen sei. Zugleich gab die Regierung die Erklärung ab, daß sie im Falle der Ablehnung des neuen Gesetzes eine Revision der Wahlkreiseinteilung des alten Gesetzes im Sinne des Entwurfs vornehmen würde. Nun hatten sich die politischen Verhältnisse so zugespitzt und die liberalen Abgeordneten sich so festgelegt, daß sie fast eine Zwangsroute zum ablehnenden votum führte, obwohl unter den liberalen Wählern es viele gern gesehen hätten, wenn es anders gekommen wäre. An diesem Ergebnisse ist jetzt nichts mehr zu ändern. Daß diese Stellung für die liberalen Abgeordneten bei den kommenden Wahlen nachteilige Folgen haben wird, diese Befürchtung ist um so weniger von der Hand zu weisen, als das Inponderabile der direkten Wahl eine Agitationskraft hat, und die Verbrüderung zwischen Zentrum und Sozialdemokratie auch für die Zukunft fort dauern wird. Das Überwuchern des Einflusses des Zentrums mag insbesondere für die Kultur bedauerlich sein, jedoch nach auswärts und namentlich für die Beziehungen Bayerns zum Reich ist dieses Scheitern des Wahlgesetzes ohne jede Bedeutung; es ist eine rein innerbayerische Angelegenheit. Gewiß ist die Liebe unsrer wirklichen oder vermeintlichen Zentrumszelebritäten zum Reiche immer noch etwas angesäuert. Aber mag das Ministerium Podewils nach seinem Friedensprogramm den Wünschen des Zentrums noch so sehr entgegenkommen, auf dem Wege einer vom Zentrum gewünschten partikularistischen Politik gegen das Reich wird es nicht anzutreffen sein. Es gibt gewisse Verhältnisse, die stärker sind als der Einfluß der größten Zentrumszelebrität.

Denisles Verteidigung. Der streitbare Dominikaner setzt sich nur mit zweien seiner Kritiker: Harnack und Seeberg, gründlich auseinander in einer (bei Kirchheim & Co. in Mainz 1904 erschienenen) Schrift, die er „Luther in rationalistischer und [in] christlicher Beleuchtung“ betitelt. Da er selbstverständlich bei seiner im 51. vorjährigen Heft der Grenzboten charakterisierten Methode bleibt, Lebensfragen mit Foltanten und gelehrtem Krimskrams entscheiden zu wollen, hat seine Polemik nur für gelehrte Theologen Interesse und im übrigen nichts zu bedeuten. Doch wir wollen zwei Stellen erwähnen, die aus der Studierstube ins Leben hinausweisen. Harnack hatte geschrieben: Luther habe vor allem eine ungeheure Reduktion, eine befreiende Vereinfachung vorgenommen und das Wesen der Religion: Gott suchen und finden, die Zuversicht zu dem sich in Christus offenbarenden Gott aus ihren Umhüllungen herausgewickelt: „aus einem weitschichtigen System von Bütungen, Leistungen und Tröstungen, von strengen Satzungen und unsichern Gnadenstücken, aus Magie und blindem Gehorsam.“ Denisle erwidert darauf: „Der Rationalist Harnack steht mit dieser Sprache auf demselben niedern Niveau, auf dem die positiven protestantischen Theologen die katholische Lehre be-

kämpfen: mit Entstellungen, die aus Luther herübergenommen sind, mit eingefleischten Vorurteilen, mit völliger Unkenntnis oder schiefer Auffassung der katholischen Lehre, mit dem Hinweise auf die verdammenswerte Praxis einzelner, mit gedankenlosen Behauptungen.“ Nein, mein lieber Vater! es handelt sich heute nicht mehr um die verdammenswerte Praxis einzelner, sondern, wie zu Luthers Zeit, wieder um die allgemeine Praxis. Entweder haben Sie diese, sich in Ihre Studierstube verschanzend, nicht kennen gelernt, oder Sie sind nicht ehrlich! Wir haben in Schlesien zum Beispiel und natürlich auch anderswo wackere Geistliche gehabt, die das allerdings in der offiziellen katholischen Dogmatik enthaltne Wesentliche der christlichen Religion zur Geltung bringen wollten; aber die sind den unter des neunten Pius Schutze organisierten Bigotten und Abergläubischen erlegen, und ein Geistlicher, der merken läßt, daß er schlichte und treue Pflichterfüllung und Herzensandacht höher stellt als bekleidete Marienpuppen, oftmaliges Beichten, Rosenkranzgeplär und Amulette, macht sich der Kezerei verdächtig und verliert allen Einfluß in der Gemeinde. Sollte das Christentum der Neapolitaner, die Ihnen ja näher und bequemer liegen, reiner und vernünftiger sein als das schlesische, wie dieses in den Zeiten des neunten Pius geworden ist? — Am Schluß gedenkt Denisle auch der Renaissancekatholiken. Diese seien eben auch Rationalisten, und die Kirche werde früher oder später „diese fremden Elemente“ abschütteln müssen. Die Scheidewand zwischen den beiden religiösen Weltanschauungen: der einen, die das Christentum als göttliche Stiftung, und der andern, die es als ein vorübergehendes Produkt der menschlichen Entwicklung auffasse, dürfe man nicht versuchen, auch durch den Katholizismus oder gar durch die katholische Theologie ziehen zu wollen. Der Vater kennt die geistigen Zustände unsrer Zeit gar nicht und redet davon wie der Blinde von der Farbe. Er weiß nicht, daß die große Scheidewand heute nicht mehr steht zwischen Orthodoxen und Rationalisten, sondern zwischen Theisten und Atheisten, und daß gerade in den katholischen Ländern, nicht bei den protestantischen Angelsachsen, so ziemlich alles, was auf Bildung Anspruch macht, ins Lager des Atheismus übergegangen ist. Und das ist leicht erklärlich: wenn man den Theismus und das Christentum mit den Ablässen, dem unfehlbaren Papsttum und der unbefleckten Empfängnis zusammenkettet und kittet, behält man natürlicherweise nur die Kinder und die alten Weiber. Wenn man in Deutschland auch noch eine Menge gebildeter Männer für sich hat, so verdankt man das dem Umstande, daß diese Männer im Kulturkampfe ihre bürgerlichen Rechte gegen die protestantische Mehrheit zu verteidigen genötigt waren, deshalb die Streitigkeiten im eignen Lager ruhen lassen und vor den Ungeheuerlichkeiten des ultramontanen Systems die Augen schließen mußten. Außerdem irrt Denisle, wenn er glaubt, die Anerkennung der natürlichen Kräfte — das Natürliche ist das ursprünglich Göttliche —, die in der Entstehung und der Entwicklung des Christentums tätig gewesen sind, schließe die Anerkennung einer im engern Sinne göttlichen Ein- und Mitwirkung aus und nötige dazu, das Christentum für ein vorübergehendes Erzeugnis anzusehen. Auch die Wissenschaft ist ein Entwicklungsprodukt, aber darum nicht zum Untergange verurteilt. Die große Frage lautet heute nicht: Wunder oder natürliche Entwicklung?, sondern: Entwicklung mit oder Entwicklung ohne Gott? Die Fanatiker der logischen Konsequenz in beiden Lagern: in dem der gläubigen Christen wie in dem der nicht minder gläubigen Naturwissenschaftler Häckelscher Konfession, richten mit ihrem Radikalismus nur Unheil an und stören die gesunde ruhige Entwicklung der vernünftigen Erkenntnis.

Ein Dichter aus dem Volke. Paul Göhre hat die „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ herausgegeben und mit einem Geleitwort versehen (Leipzig, Eugen Diederichs, 1903). Ich habe mehrere Besprechungen des Buches in Zeitungen gelesen; meiner Ansicht nach ist ihm keine gerecht geworden. Mich hat es tief ergriffen und über vieles aufgeklärt. Zuerst muß hervorgehoben werden, was auch Göhre betont, daß der Verfasser

ein wirklicher Dichter ist. Nur muß man unter Dichten nicht Erfinden sondern Abbilden verstehen, wie es ja unsre heutigen Realisten wollen. Das Abbilden ist weder das Einzige noch das Höchste in der Poesie, aber einer ihrer notwendigen Bestandteile, und wessen Auge, Ohr und Hirn keinen guten photographischen Apparat ausmachen, der kann kein großer Dichter werden. Diesem Karl Fischer, so heißt der Mann, ist es gegeben, alles, was ihm vorkommt, treu und vollständig in sich aufzunehmen, zeitlebens festzuhalten und schlicht aber deutlich wiederzugeben; auch das, was ihn selbst betrifft, so objektiv, als wenn er einen Gegenstand beschriebe, der ihn nichts angehe. Natürlich unbeholfen und in meist schlechtem Deutsch. Das gehört zu einer Volksdichtung. Die sogenannten Volksepen sind selbstverständlich Kunstdichtungen, denn der einzelne Mann aus dem Volke kann weder Hexameter noch künstliche Strophen bauen, und zu glauben, daß das Volk als Ganzes dichten könne, ist Unsinn. Also dieses Buch gibt ein Lebensbild aus dem Volke; das Lebensbild eines Mannes, der in der Kindheit und in der Jugend Schreckliches erduldet hat, und dem, weil er nichts Ordentliches hat lernen können, das spätere Leben schwer geworden ist, der aber trotzdem weder zu den Sozialdemokraten gegangen ist noch seinen (evangelischen) Glauben verloren hat. Und der Einblick in ein solches Leben, wie es deren Hunderttausende gibt, ein Einblick, so vollständig und tief, wie ihn weder die flüchtige persönliche Berührung mit Leuten der untern Schichten noch ein andres der mir bekannten Bücher gewährt, ist nun zugleich im höchsten Grade lehrreich, darum ist das Buch Eltern, Lehrern, Geistlichen, allen, die sich für soziale Fragen interessieren, dringend zu empfehlen. Eine Probe! Zwölfjährig wird er in den Konfirmandenunterricht geschickt. „Da bin ich denn ernst und mit allem möglichen Respekt vor der Sache hingegangen. Und so gerne, und mit aller Lust wie nur irgendeiner, und so unbesangen bin ich dahin gegangen. Aber das hat nicht lange gedauert, da hatte mich der Pastor ganz scheu gemacht. Wenn ich dann so ruhig dafsatz, und den Pastor ansah, und aufmerksam seinen Worten lauschte, dann rief er mit einemmale mir zu: Du, wie sitzt du denn da! Ja, es verging doch kein einziger Unterricht, wo ich das nicht zu hören kriegte. Und wenn er diese Worte dann noch höhnisch drehte, und ausrief: Du sitzt ja da, wie wenn du in Grünberg wärst! Oder: du sitzt ja da, als wenn du die Schafe hütetest! Oder: du sitzt ja da, wie auf einem Fuder Heu! dann lachten die andern Jungen mich laut aus, und das war mir ungeheuer zuwider. Und wie erschreckte ich mich jedesmal, und kam ganz aus dem Texte, und verlor den Zusammenhang und die Andacht von seinem Vortrage.“ Er hat sich seitdem vor den Geistlichen gefürchtet und sie nicht leiden können. Er hatte dagesessen, wie er zuhause sitzen mußte, wenn er nicht Prügel haben wollte. Die kriegte er freilich auch, wenn er sich mit allen Kräften bemühte, es dem Vater recht zu machen. Auch die Bibel, die der Knabe anfänglich von Herzen gern las und lernte, blente ihm der Vater, ein anfangs angesehener Bäckermeister und nicht ungebildeter Mann, mit Prügeln ein. Diese ewigen Prügel und die Vernichtung jeder harmlosen Kinder- und Jugendfreude zermalmten aber seine Seele noch nicht in dem Grade wie die Behandlung, die seine Mutter, eine gebildete Frau, die Tochter eines Gutsbesizers, erduldet. Es war furchtbar für ihn, ansehen und anhören zu müssen, wenn der Mann mit einem beliebigen Scheit Holz die Mutter zerdrück, wie ein roher Fuhrnecht sein Pferd, und das meist ohne jeden Anlaß. Die Mutter, schreibt er u. a., „war meinem Vater sein Geselle, und sein Knecht, und sein Lehrjunge, und seine Laden- und Marktfrau, und seine Dienst- und Kindermagd, und seine Wasch- und Scheuerfrau, und sein Flickschneider und was weiß ich noch; aber sie stand weit unter diesen allen in der Behandlung, und sie bekam weiter nichts dafür, als das bißchen kärgliche Futter, und mehr als einmal wußte es mein Vater so einzurichten, daß sie das zu Mittag auch noch nicht bekam.“ Mit vierzehn Jahren nimmt ihn der Vater in die „Lehre,“ in der er aber kein belehrendes Wort zu hören, sondern nur Prügel bekommt, so oft er etwas falsch macht. Die letzten Tage und Nächte vor der Gesellenprüfung verlebt er in Todesangst, weil der Vater den

Zwiebackteig immer selbst bereitet und ihn auch nicht hat zusehen lassen, er deshalb nicht weiß, wie viel von jeder Zutat zu nehmen ist, und weder er noch die Mutter den Vater zu fragen wagt. Und in solche Angst ist er noch oft im Leben geraten. Es wurden ihm Verrichtungen aufgetragen, die er noch nicht kannte, und über die ihn niemand belehrte, und zu fragen wagte er nicht; statt der Prügel drohten, als er erwachsen war, Lohnabzüge und Entlassung.

So viel hatte er in der „Lehre“ nicht gelernt, daß er sich als Bäcker sein Brot hätte verdienen können, aber er bekam sein „Patent,“ mit dem er im Notfalle bei den Bäckern fechten gehen konnte, und das war der einzige, doch wie er versichert, gar nicht zu unterschätzende Vorteil, den er davon hatte. Er schlug sich einige Jahre mit Erbarbeit durch und arbeitete dann zehn Jahre lang in einer Steinbäckerei oder Brennerei, die zu einem Stahlwerke gehörte. Der Bericht über diese Zeit ist das soziologisch Wichtigste in dem Buche; es dürfte kein andres Buch geben, das einem die äußern Verhältnisse dieser Arbeiterklasse so klar machte und zugleich so tief in die Seelen dieser Leute schauen ließe. Einzelne Stellen daraus geben keinen Begriff davon, was Fischer in dieser Beziehung leistet, man muß das Ganze lesen. Nur aus dem Kapitel „Sonntagsvergüßen“ wollen wir etwas erwähnen. Fischer brachte die Sonntage gern im Freien zu, um sich in der reinen Luft ein wenig von den Schäden zu heilen, die das Staubschlucken bei der Arbeit verursachte, und da vertrieb er sich dann die Zeit mit Fischen. Die Bauern störten ihn nicht darin, obwohl er keine Berechtigung hatte; mit der Angel richtete er nicht viel Schaden an (andre Arbeiter fischten mit Dynamitpatronen und richteten die Fischerei weithin zugrunde), und, sagte ihm der Gemeindevorsteher einmal: „das ist besser, als wenn Sie ins Wirtshaus gehen und eine Mark verzehren, wies in der Stadt Mode ist.“ Aber ein paarmal geriet er auf herrschaftlichen Grund und Boden, und da wurde er das einmal vom Wirtschastsinnspektor, das andermal vom gnädigen Herrn selbst weggejagt und bedroht. Dazu bemerkt er: „Wenn die Bauern ebenso gewesen wären, da war mir der ganze Sonntag verdorben, da hätte ich müssen nach Hause gehen, ins Quartier im Wirtshaus. Da konnte ich sehn: daß das dem Adel ganz schnuppe war, wenn ich nur recht viel Branntwein soff, und konnte mich feinewegen totsaußen, wenn ich ihm nur nicht mit der Angel ins Wasser kam.“ Seine erste Beteiligung oder vielmehr Nichtbeteiligung an der Reichstagswahl würde Fritz Anders, natürlich in besserem Deutsch, ungefähr ebenso beschrieben haben; es war das auch einer der Fälle, aber kein gefährlicher, wo ihn niemand belehrte über das, was er zu tun hatte.*)

C. J.

*) Zugleich mit der Korrektur erhalte ich den zweiten Band („Neue Folge“) dieser Denkwürdigkeiten. Darin berichtet Fischer, wie er auf der Walze das Fedten und das Schnaps-trinken hat lernen müssen, dann über das Krankenelend und das Läuseelend (ach, diese Läuse! ruft er im Posenischen; hier weiß man nicht, regiert der Oberpräsident, oder regieren die Läuse!) und über seine fünfzehnjährige Arbeit in der Staatsbahnwerkstätte zu Osnabrück; er hatte hier die Kocherei zu besorgen, d. h. das Reinigen der schmutzigen Maschinenteile mit kochendem Wasser, und man bekommt einen Einblick in den Betrieb der Bahnwerkstätten und zugleich eine Galerie kurioser Käuze zu sehen. Diesem Bande ist ein Bildnis Fischers beigegeben, der ungefähr so aussieht wie der verstorbene Birchow.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Kupferberg Gold.